

macht, vor allem aber bei lang anhaltender Dürre eines heißen Sommers, steigert sich die Noth in diesen Gegenden oft zu einer wahrhaft betrübenden Höhe. Weit umher ist dann oft kein Glas genießbaren Wassers zu finden, das Vieh rennt, vom furchtbarsten Durste geplagt, blökend im Felde umher, alle Gräben sind ausgetrocknet oder zu stinkenden Pfützen geworden, alles Wasser in den Zisternen ist faul und trübe und kaum zum Essen und Kochen tauglich. Mehrere Stunden weit wird zwar täglich frisches Wasser auf Wagen angefahren, aber wie wenig ist das bei solchem Mangel!

Endlich kommen noch zu der allgemeinen Noth die verheerenden Sumpf- und Gallenfieber, die, herbeigeführt durch Genuß und Ausdünstung des stagnierenden Wassers, wahrhaft pestartig wüthen.

Der Bewohner dieser Marschen kommt zuzeiten wohl in ähnliche Lagen wie der Seemann. In dem Augenblicke, wo er mit den wilden Fluten kämpft, die ihn zu begraben drohen, dürstet er vielleicht nach einem Schluck frischen Wassers, seine Zunge zu befeuchten.

Ungleich glücklicher sind in dieser Hinsicht jene Marschen, bei denen noch die Flüsse süßes Wasser führen, welches man, wenn auch das Wasser der Gräben und Brunnen verderben sollte, durch Schleusen ins Land zu führen vermag. Solchen unberechenbaren Vorzug besitzen zum Beispiel das Stedinger- und Stadland, Osterstade, Land Währden und das Alte Land.

Eine zweite Schattenseite der Marschländer ist die schnelle Erweichung ihres Bodens. Im Gegensatz zu Sand- und Lehmboden nennt man den der Marschen Klei, welches Wort mit dem englischen clay (Ton) die nämliche Abstammung und Bedeutung besitzt. Im Sommer und überhaupt bei trockenem Wetter wird der Kleiboden sehr fest, hart, zieht sich zusammen und erhält dadurch nach allen Richtungen hin starke Risse, die oft mehr als einen Fuß in die Tiefe hinab sich erstrecken. Wenige Regentage dagegen sind hinreichend, den Kleiboden in völligen Schlamm aufzulösen.

Im Sommer sind daher die Wege in den Marschen außerordentlich hart, eben und in jeder Hinsicht ausgezeichnet, so daß sie den besten Kunststraßen nicht nur nicht nachstehen, sondern dieselben sogar übertreffen. Im nassen Herbst und Winter hingegen befinden sich jene in einem Zustande, von dem es schwer ist, sich einen Begriff zu machen, so daß der Fremde, welcher die Wege nur im Sommer gesehen, es kaum glauben wird, daß es noch dieselben sind. Regnet es stark, so erweichen alle Straßen zu einem grauen flüssigen Brei, der beim Reiten und Fahren unaufhörlich in die Höhe spritzt, und in welchem der Fußgänger bis über die Knöchel einsinkt. Regnet es weniger, so ist es noch schlimmer; alsdann wird der Boden ein äußerst zäher, steifer und bindiger Teig, welcher sich dem Wanderer schwer an die Füße hängt und den Fuhrwerken die Räder füllt, so daß man sich nur ganz langsam und mit größter Anstrengung hindurcharbeiten kann.

Die schlechten Wege erschweren mithin die Verbindung der Marschdörfer und Höfe ungemein, nicht minder die Kommunikation mit der Geseft, und so geschieht es, daß die Marschen oft den ganzen Winter hindurch von keinem Fremden betreten werden, ja einzelne Höfe oft so isoliert und wenig besucht sind, als lägen sie auf unzugänglichen Inseln im Meere. Diese Verkehrerschwerung mag wesentlich beigetragen haben, Sitten und Charakter der Marschbewohner so rein und frei von äußeren Einflüssen zu bewahren.

Außerst spät begannen die Marschen ihren Verkehr durch Anlegung